

Ludwig Windthorst, Versuch einer Würdigung

Von Anton Teyssen, Hildesheim

„Man hat ihn vor und nach seinem Tode zu einem Nationalheiligen gemacht¹.“ Unwillig, unüberhörbar aber auch grollt der Unmut Bismarcks — vereinsamt, verbittert und darum mitmenschlichen Verständnisses nicht unbedürftig — diesen Worten nach. Der, dem sie gelten und dessen Grab in der Marienkirche zu Hannover sich kaum geschlossen hatte, war der Glücklichere gewesen, der Zufriedenere wohl auch und der im fortwirkenden Sinne Erfolgreichere: Ludwig Windthorst.

Welch reizvolles Unterfangen wäre es, den *vitae parallelae* dieser beiden politischen Kontrahenten nachzuspüren! Voller Profil beide, großer Gaben reich, beide das achte Jahrzehnt überschreitend und beider Leben eingebettet in den Gang und umschlossen vom Anfang und vom Ende des neunzehnten Jahrhunderts. Der offenbaren und der zu entdeckenden Gemeinsamkeiten gäbe es manche, und doch: gewaltiger und unabweisbarer würden die Gegensätze dieser beiden Persönlichkeiten aufeinanderprallen.

Es ist schwierig, sich bei einer Würdigung Windthorsts an der breitgelagerten Gewalt eines Bismarck vorbeidrücken zu wollen. Zu sehr hat dieser Mann — ein wahrer Koloß politischer Wirksamkeit — nicht nur der deutschen und europäischen Geschichte seinen Stempel aufgedrückt, sondern auch Weg und Geschick der einzelnen und nicht zuletzt der politischen Tätigkeit Windthorsts Richtung und Maß gegeben.

Selten hat die parlamentarische Geschichte Deutschlands in ihren hervorragendsten Vertretern größere Gegensätze ins Spiel gebracht als diese beiden. Die Karikaturisten — immer auf der Suche nach dem Originalen und dem Originellen — wissen dieses Spiel in seinen immer neuen Variationen zu fixieren². Bezeichnend übrigens, wie diese Kari-

¹ Bismarck: Gedanken und Erinnerungen, Cotta 1928, S. 577.

² Hüsgen: Ludwig Windthorst, Köln 1907 (S. 403-443 zahlreiche Karikaturen und Satiren).

katuristen und Satiriker, sämtlich im Dienst liberaler und damit anti-katholischer und in steigendem Maß auch antijüdischer politischer Witzblätter stehend, trotz aller Schärfe, Bissigkeit und mitunter auch unbegreiflichen Böswilligkeit im einzelnen, mit der Person Windthorsts beinahe glimpflich verfahren sind. Und dabei war Windthorst eine geradezu „tragende“ Figur dieser satirischen Zeitschriften. (Müßig, darauf hinzuweisen, daß man sich in dieser, aber auch in anderer Hinsicht an einen führenden deutschen Politiker unserer Tage erinnert fühlt.) Bei aller törichten Kurz- und Parteisichtigkeit, wie sie den politischen Karikaturisten jener Tage eigen war³ — mag sein, daß die Ausstrahlungskraft des fast allmächtigen Staatsmannes Bismarck ihren Blick getrübt, mag sein, daß auch die geschmeidige Verwendung seines Welfen-, sprich „Reptilienfonds“ ihren Teil dazu beigetragen hat —, sei es, wie es wolle: bei all dieser oft unbegreiflichen journalistischen Kurzsichtigkeit, über die die spätere geschichtliche Entwicklung in geradezu banalem Gleichmut hinweggeschritten ist, spürt man den Karikaturen und Satiren über Windthorst eine geheime und mitunter gar offen zur Schau getragene Hochachtung vor ihrem Initiator an. Ein solcher Mann wie Windthorst mit seinem unbestreitbaren staatsmännischen Talent, seinem parlamentarischen Geschick, seiner vornehmen Gelassenheit und seinem untadeligen Charakter trotzte auch dem zudringlichsten Journalisten — das merkt man ihren Erzeugnissen an — irgendwo einen Rest innerer Distanz und persönlichen Respekts ab.

Jedenfalls bereitet es ein Vergnügen besonderer Art, im pointierten Strich der Karikatur allein schon der äußeren Gegensätzlichkeit dieser beiden Männer gewahr zu werden. Bismarck, hühnenhaft erdrückend, standbildgewordene Uniformität im weißen Dreß der Kürassiere, sporenklirrende Gewalt, das breitflächige Gesicht von drohend-wulstigen Augenbrauen überschattet, denen ein mächtiger Seehundsbart schnauzkräftig korrespondiert — so blickt er hinab auf den gnomenhaften Don Quichotte, der es wagt, seiner geheiligten Autorität zu widersprechen: Windthorst. Dieser — in Körpergröße kaum dem Knabenalter entwachsen, Bismarck just an den Nabel reichend, überaus zart gegliedert, aber mit auffallend großem, ausdrucksstarkem Kopf, zylinderbewehrt — alles in allem Prototyp der „kleinen Exzellenz“ —, pariert der strafenden Nemesis eines Bismarck mit dem furchtlos auf-

³ Tagebucheintragung A. Reichenspergers in L. Pastor: A. Reichensperger, 1899, S. 120: „... die Schmähungen der aus dem Reptilienfonds bedachten Blätter: der ‚Kladderadatsch‘, die ‚Wespen‘, der ‚Ulke‘ bewerfen alles, was den Katholiken heilig ist, unausgesetzt mit Kot, ohne daß der Staatsanwalt sich rührte...“

geworfenen Trotz seines breit gezogenen Mundes und der kühl mu-
sternden Intelligenz seiner ruhig blickenden Augen hinter scharfge-
schnittenen Gläsern.

Wägt man die Machtpositionen beider Männer ruhig ab, nicht nur
ihre amtlichen, sondern auch ihre privaten, so scheint alles gegen
Windthorst zu sprechen. Denn wer war er schon, und was hatte er dem
allmächtigen Fürstkanzler — Preuße nach Geburt und Berufung, In-
haber des machtvollsten Staatsamtes, Hüter und Verfechter eines „evan-
gelischen Kaisertums“ — schon entgegenzusetzen?! Im Jahre 1812 in
Osterkappeln im westfälisch-hannoverschen Grenzraum bürgerlich und
katholisch geboren (beides im damaligen und späteren Preußen-
Deutschland für eine politische Laufbahn gerade keine Empfehlung),
Abitur auf dem Carolinum in Osnabrück, Studium der Rechte in Göt-
tingen und Heidelberg, Anwalt in Osnabrück, Vorsitzender des Rates
des katholischen Konsistoriums dortselbst, seit 1848 Oberappellations-
gerichtsrat in Celle, im gleichen Jahr Abgeordneter der zweiten Han-
noverschen Kammer, seit 1851 Präsident der 2. Kammer, vom Novem-
ber 1851 bis in das Jahr 1853 erster katholischer Minister (Justiz) in
Hannover, nochmals in gleicher Position von 1862 bis 1865, seit 1866
nach dem Zwangsanschluß Hannovers an Preußen bis zu seinem Tode
im Jahre 1891 Mitglied des Preußischen Abgeordnetenhauses und des
Norddeutschen Reichstages, später des Deutschen Reichstages (stets
für den Wahlbezirk Meppen), seit 1874 nach dem Tode Mallinckrodt's
führender Mann der Zentrumspartei, als solcher wichtigster und wir-
kungsvollster Kontrahent des Kanzlers in dem langen Jahrzehnt der
kulturpolitischen Auseinandersetzungen. Was also hatte Windthorst
dem Machtkoloß Bismarck entgegenzusetzen? Schlicht gesagt: nicht
mehr als die Kraft seiner Persönlichkeit und den amtlichen Ausweis
seines Abgeordnetenmandats. Das Mandat aber wog für Bismarck
immer nur soviel, wie es ihm im Rahmen seiner gesteckten Ziele mani-
pulierbar erschien.

„Und doch“, schrieb der Journalist Stein (Rumpelstilzchen) über
Windthorst⁴, „war dieser zähe parlamentarische Diplomat mit dem
gnomenhaften Äußeren der Stärkere und hat den bewunderten Heros
im politischen Schachkampf planvoll matt gesetzt. Er hat als höflicher
Mann nie einem Gegner ins Gesicht geschleudert: Sie imponieren mir
nicht, aber tatsächlich war er einer der wenigen, denen Bismarck auch
zur Zeit seiner großen Macht nicht imponiert hat. Selbst in den heftig-
sten parlamentarischen Auftritten hat er dem gewaltigen Gegner

⁴ zitiert nach Hüsgen, a. a. O., S. 362.

gegenüber die kühle Ruhe nicht verloren, und wer sein Urteil nicht durch äußere Erfolge trüben ließ, erkannte von jeher, daß in diesem zähen, klugen Manne die größere Ausdauer und zielbewußtere Kraft stecke."

Dieses Urteil öffnet uns einen Zuweg zur Persönlichkeit Windthorsts. Von ihr und von der wegweisenden Bedeutung Windthorsts für den deutschen Katholizismus soll im folgenden in gebotener Kürze die Rede sein.

Wollten wir Bismarck glauben, so brauchten wir eine positive Würdigung Windthorsts gar nicht erst zu versuchen. Für ihn ist Windthorst geradezu ein „Gattungsbegriff“ für Reichsfeindlichkeit, Böswilligkeit und Verschlagenheit⁵. Schnell ist Bismarck mit seinem Urteil fertig: „Windthorst, politisch latitudinarian (Rationalist), religiös ungläubig, ist durch Zufall und bürokratisches Ungeschick auf die feindliche Seite geschoben worden⁶." Schlimmer kann man Windthorst in fast jedem Wort kaum verkennen. Aber, Gott Dank, wissen wir auch um Bismarcks Art zu lieben und zu hassen, wissen wir auch um seine unbändige Herrschsucht und Menschenverachtung, die am liebsten jeden, der seiner Räson nicht parierte, hemmungslos vernichtet hätte. Lassen wir getrost einen seiner größten Verehrer zu Wort kommen, ihn zu charakterisieren. Theodor Fontane schreibt in einem Brief an G. Friedländer: „Bismarck hat keinen größeren Anschwärmer gehabt als mich, die Welt hat selten ein größeres Genie gesehen, selten einen mutigeren und charaktrevolleren Mann und selten einen größeren Humoristen. Aber eines war ihm versagt geblieben: Edelmut; das Gegenteil davon, das zuletzt die häßlichste Form kleinlichster Gehässigkeit annahm, zieht sich durch sein Leben (ohne den begleitenden infernaln Humor wäre es schon früher unerträglich gewesen), und an diesem Nicht-Edelmut ist er schließlich gescheitert⁷." Und bei Golo Mann lesen wir — gleichsam als Ergänzung —: „Wieviel Haß diesem großen Mann, wieviel Ranküne und Verfolgungswahn, wie wenig Generosität und Liebe⁸."

Es ist fatal — ich deutete es schon an —, man kommt, will man Windthorst würdigen, an einer Auseinandersetzung mit Bismarck nicht vorbei. Was aber hat es denn nun auf sich mit dem bösen Wort

⁵ Bismarck, a. a. O., S. 489 und 597.

⁶ Bismarck, a. a. O., S. 576.

⁷ Th. Fontane: Briefe an G. Friedländer, Heidelberg 1954, S. 125.

⁸ Golo Mann, Deutsche Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, Frankfurt 1958, S. 427.

Bismarcks von der religiösen Ungläubigkeit Windthorsts? Abgesehen davon, daß die religiöse Gläubigkeit eines Menschen dem Mysterium der Gnade verbunden ist und sich darum die abwertende Zudringlichkeit anderer Menschen verbietet, ist Windthorsts ganzes Leben und Handeln kraftvoller Ausdruck einer tiefen, männlich-herben Religiosität. Dabei sollen zur Kennzeichnung dieser Grundhaltung gar nicht einmal seine lebenslangen Kämpfe um die Wahrung kirchlicher und religiöser Belange im öffentlichen Leben herangezogen werden — so setzte er schon in seiner hannoverschen Zeit die Wiedererrichtung des Bistums Osnabrück durch oder im hannoverschen Schulkampf die weitere Mitwirkung des Bischofs von Hildesheim bei der Anstellung von Lehrern an katholischen Schulen; aus lokalen Gründen könnte man auch seines leidenschaftlichen Einsatzes gedenken während des „Kulturkampfes“ für den Erhalt gerade des Hildesheimer Knabenkonviktes — nein, um seine religiöse Haltung nachzuempfinden, genügt es fast schon, die Gebetbuchwidmung Windthorsts für seine Tochter Anna anlässlich ihrer ersten heiligen Kommunion zu zitieren: „Vergiß niemals, meine liebe Anna, den Tag Deiner ersten heiligen Kommunion. Halte treu, was Du an diesem Tage Deinem Heilande gelobt hast. Dann wird der Herr Dir die Stärke und den Trost gewähren, welche wir im Leben so sehr bedürfen und welche Menschen nicht gewähren können. — Arbeite und bete, bete auch für Deine Eltern! — Dein Dich liebender Vater⁹.“

Überhaupt unterstreicht Windthorsts tiefe Verwurzelung in der Religion, im Raum seiner Familie, aber auch im Boden seiner Heimat und seiner konservativen Überzeugungen die Beständigkeit und redliche Solidität seines Charakters. Zeugnis der warmherzigen Dankbarkeit Windthorsts gegenüber seiner Frau ist die Antwort auf eine Ansprache anlässlich der Feier seines 80. Geburtstages: „Besonders dankbar bin ich für die herzliche Weise, in der Herr von Heeremann der Gefährtin meines Lebens gedacht hat. Sie hat allerdings auf alles, was ich getan und geleistet, einen großen Einfluß ausgeübt. Ihrer Liebe und Sorgfalt, ihrer Opferwilligkeit habe ich es zu danken, daß ich so lange mich dem öffentlichen Leben habe widmen können, daß ich heute in dem Kreise derjenigen verweilen kann, mit denen ich in treuem Zusammenstehen, in entschiedenem Festhalten an festen Grundsätzen gearbeitet und gekämpft habe¹⁰.“ Die Ehe Windthorsts war mit vier Kindern gesegnet, aber zwei starben schon in jugendlichem Alter. Tiefen Schmerz bereitete dann der Tod des ältesten Sohnes. Als Gerichts-

⁹ Hüsgen, a. a. O., S. 359.

¹⁰ Hüsgen, a. a. O., S. 22.

referendar, Dr. jur., starb er an einem Blutsturz, gerade als er den Vorbereitungsdienst am Hildesheimer Gericht aufgenommen hatte.

Einer der immer wiederholten Vorwürfe gegenüber Windthorst — Bismarck konnte sich nicht genug darin tun — war seine Welfentreue. Bismarck prangerte sie geradezu an als einen Verrat am Hause Preußen-Hohenzollern und am Reich. In einer der leidenschaftlichsten Redeschlachten zwischen Bismarck und Windthorst (9. Februar 1872 im Preußischen Abgeordnetenhaus) antwortete Windthorst den gehässigen Angriffen Bismarcks: „Meine Anhänglichkeit an die hannoversche Königsfamilie dauert voll und ganz fort. Sie wird fortauern bis an mein Grab, und nichts in der Welt, auch nicht der gewaltige Minister Deutschlands, wird mich darin irremachen. Aber ich bin eingedenk des Satzes der Heiligen Schrift: ‚Du sollst untertan sein der Obrigkeit, die Gewalt über dich hat‘ und glaube meine Untertanenpflicht nach bestem Wissen und Gewissen bisher geübt zu haben . . . Ich will mit dem Ministerpräsidenten heute nicht darüber streiten, inwiefern der Gang seiner großen Staatsaktionen das monarchische Prinzip gestärkt hat. Aber das möchte ich ihm doch sagen: Im Glück dem monarchischen Prinzip nahezustehen ist nicht schwer, schwerer ist es im Unglück ¹¹.“ Oder in derselben Rede: „Meine Herren, wenn solche Verdächtigungen erlaubt sind, wenn man damit die Wirksamkeit eines Abgeordneten einschüchtern will, dann glaube ich, sind wir sehr nahe an einem Terrorismus, der das freie Wort unterdrückt ¹².“ Mit Recht bemerkt Paul Sethe: „Eine solche Sprache mußte einen tiefen Eindruck machen auf alle, die nicht verblendet waren durch politische oder konfessionelle Feindschaft ¹³.“

Diese Zitate — man könnte sie beliebig vermehren — lassen die kernige Treue Windthorsts zu seinen Prinzipien und Überzeugungen in dem herben Glanz standhafter Männlichkeit aufleuchten, sie geben auch einen Eindruck von dem prachtvollen Mut und der provozierenden Sachlichkeit dieses Mannes. Ein Porträt Windthorsts wäre unvollständig ohne die kräftigen Striche warmherzigen Humors, die seine Persönlichkeit auszeichneten, und ohne die der Politiker schlechthin eines wesentlichen Humanums entbehrte. Der Feuilletonist der Frankfurter Zeitung, Stein, bemerkte mit Recht: „Wer Windthorst nicht lachen gesehen hat und so seine Züge in Erinnerung trägt, vom behaglichen Schmunzeln, bei dem die merkwürdig breite Mundpartie sich

¹¹ Paul Sethe, Deutsche Geschichte im letzten Jahrhundert, Frankfurt 1960, S. 139.

¹² Hüsgen, S. 137.

¹³ Sethe, a. a. O., S. 139.

geradezu grotesk verzog, bis zum lauten herzlichen Gelächter, der kennt diese auch äußerlich so ungewöhnliche Persönlichkeit gar nicht¹⁴."

Wissen sollte man auch um Windthorsts Bescheidenheit allen äußeren Ehrungen gegenüber, aber auch um seine nüchterne Distanz im Tausel begeisternder Huldigungen, die ihn zum „größten Staatsmann des Jahrhunderts“ erheben wollten. Nüchtern begegnet er solchen Versuchen: „Wenn ich irgendeine Eigenschaft habe, so ist es die, daß ich frei von allen Illusionen bin, sowohl in bezug auf die Sachen als auf die Personen, insbesondere in Beziehung auf meine Person¹⁵." Strikt lehnte Windthorst auch jede materielle Entschädigung für seine großen finanziellen Opfer ab, die er als Politiker erbracht hat. Dabei war er alles andere als wohlhabend. Nur ein Beispiel sei erwähnt. Als ihm die Fraktion anlässlich seines 80. Geburtstages eine Villa in Hildesheim (neben der Moritzbergschule) schenken wollte, lehnte er das rundweg ab. Nur zum Bau der hannoverschen Marienkirche, die auch seine sterblichen Überreste aufgenommen hat, nahm er gern und willig Spenden an.

Vieles noch wäre notwendig zu sagen, um der reichen Persönlichkeit Windthorsts gerecht zu werden. Wir müssen uns dem verschließen.

Notwendig aber ist es, den Prinzipien und Impulsen der Windthorstschen Politik nachzuspüren, soweit sie für die Beantwortung der Frage nach seiner Bedeutung für den deutschen Katholizismus wichtig sind.

Will man sich die Stellung des deutschen Katholizismus im 19. Jahrhundert vergegenwärtigen, so muß man sich mit dem Geist des 19. Jahrhunderts konfrontieren. Insonderheit muß man sein Augenmerk richten auf den Zugriff der großen Ideologien des Liberalismus und des Marxismus¹⁶ einmal auf die sog. gebildeten Bürgerschichten, zum anderen auf die immer breiter werdende Masse des Proletariats. Die Krise des Christentums offenbart sich im Anwachsen dieser Ideologien. Hinzu kommen die politischen Ressentiments, besonders von den liberal-gebildeten bürgerlichen Schichten her. Es entwickelte sich in diesen Kreisen immer mehr zum Stil der Politik, die Katholiken schlichtweg und ohne Überprüfung als „ultramontan“ und damit reichsfeindlich abzutun. Man entsinne sich der bitteren Worte Windthorsts im Preußischen Landtag vom 7. Mai 1875 (solche Tatbestände pflegten in der preußischen Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts unterzu-

¹⁴ Hüsken, S. 351.

¹⁵ Hüsken, S. 352.

¹⁶ Hans Freyer, Theorie des gegenwärtigen Zeitalters, Stuttgart 1955.

gehen): „Ich bin überzeugt, es wäre ein Antrag auf Vertreibung der sämtlichen Katholiken aus Deutschland bereits hier im Hause, wenn es nicht eben acht Millionen wären, die in Frage sind, und die Armee etwas dünner würde, wenn diese acht Millionen weg sind.“ Oder — von Schorlemer am 6. Februar 1877: „Die katholische Bevölkerung lebt unter dem Eindruck, wir stehen unter einer Fremdherrschaft¹⁷.“ Es war damals üblich geworden, von der „Schwarzen Internationale“ zu sprechen oder Katholizität mit Unbildung und Aberglauben gleichzusetzen. Selbst Kaiser Wilhelm II. enthielt sich nicht, so primitiven Pauschalurteilen beizupflichten wie „Juden und Jesuiten halten immer zusammen¹⁸.“ Man spürt diesen Worten — mögen sie auch noch so unüberlegt gesprochen worden sein — bereits die Saat an, die damals im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts in Deutschland in den Boden gesenkt wurde und die 50 Jahre später als geradezu verheerendes Unkraut aufgehen sollte.

Notwendig ist allerdings auch noch, darauf hinzuweisen, daß die breite Masse der Katholiken die technisch-industrielle Bewegung im 19. Jahrhundert mit ihren materiellen und geistigen Begleiterscheinungen nicht in dem Maße bewältigt hat wie etwa die religiös indifferenten oder auch die evangelischen Bevölkerungsgruppen. Sicher ist, daß die Kirche sich in den Umbrüchen des 18. und 19. Jahrhunderts zu ihrem eigenen Schaden lange Zeit als retardierendes Moment erwies. Auf einem ganz anderen Blatt steht die Frage nach dem politischen Hineinwachsen der Katholiken in das deutsche Kaiserreich. Dieses weithin verhindert zu haben — genauso wie das Hineinwachsen der Arbeiterschaft — war ohne Frage Schuld gewisser preußischer Traditionen, dann natürlich des „Kulturkampfes“, der Sozialistengesetzgebung und des — gewollten oder ungewollten — „evangelischen Kaisertums“. Man braucht nur einmal die immer neuen Klagen — gerade auch Windthorst — über die Zurücksetzungen der gläubigen Katholiken in den Staats- und Beamtenstellen nachzulesen, um einen Eindruck davon zu bekommen; man muß auch nur einmal das Ungeschick oder die bewußte Provokation der Regierung gegenüber der katholischen Bevölkerung in Posen, in den Rheinlanden oder in Elsaß-Lothringen sich deutlich machen, wo man mit Vorliebe bewußt protestantische oder altkatholische oder völlig liberale Beamte an die führenden Positionen setzte¹⁹. Es genügt einfach nicht, wie es Rößler²⁰ tut, festzustellen:

¹⁷ Hüsgen, S. 231.

¹⁸ Bismarck, a. a. O., S. 640.

¹⁹ Sethe, a. a. O., S. 150 ff.

²⁰ Rößler: Größe und Tragik des christlichen Europa, Frankfurt 1955, S. 564.

„Der katholische Klerus stachelte in Posen den nationalistischen Haß des polnischen Bürgertums und die Katholiken im Elsaß und Lothringen zur Ablehnung des neuen Reichs auf.“ Redlicher Weise muß man auch einmal den Motiven solchen Verhaltens auf den Grund gehen, zumal ja auch in Frankreich damals die antikirchlich-laizistische Bewegung immer stärker um sich griff.

Makabrer Höhepunkt all dieser antikatholischen, in ihrem Kern antichristlichen Umtriebe war der sog. „Kulturkampf“ der siebziger Jahre. Im ganzen gesehen mit Recht bemerkt Egon Friedell: „Die sonderbare Bezeichnung, von Virchow geprägt, der ein großer Gelehrter und ein kleiner Politiker war, ist irreführend, denn eigentlich wurden die Mächte der Kultur: Religion, Tradition, Spiritualität von der Kirche vertreten, während sich auf der Seite der Gegner mehr die Tendenzen der Zivilisation: Bildung, Staatsräson, materieller Fortschritt befanden²¹.“

Auf die entwürdigenden Einzelheiten des „Kulturkampfes“ braucht hier nicht eingegangen zu werden. Der protestantisch-konservative Abgeordnete von Gerlach faßte seine Tendenzen am 20. März 1873 richtig zusammen, als er bemerkte: „Jetzt heißt es Polizei vorne, Polizei hinten, Polizei links, Polizei rechts, Ministerialentscheidungen, ein Spezialgerichtshof ohne Berufungen. Sind das jene hochherzigen Liberalen von 1848, die kaum vor dem Throne stille standen? Gibt es denn für die Linke keine Geisteskämpfe mehr? Nur Polizei, Geld- und Gefängnisstrafen auf dem Gebiete des Glaubens und des Geistes? Ehren Sie doch das geistige Leben der Nation, vertrauen Sie dem gemeinen Recht, der Presse und der Öffentlichkeit und greifen Sie nicht zu Ausnahmegesetzen²².“ Mit freimütiger Aufrichtigkeit bemerkt der liberale Geschichtsschreiber Friedrich C. Sell in seinem Buch „Die Tragödie des deutschen Liberalismus“ zu diesen Ausführungen Gerlachs: „Das waren unwiderlegliche Argumente, welche die Liberalen in große Verlegenheit setzten. Ihre geistigen Führer wie Mommsen, Virchow und Sybel pflegten die katholische Bildung als unvergleichlich tiefer stehend denn die liberal-protestantische anzusprechen. Die Parlamentsdebatten über die Maigesetze erbrachten keinen Beweis dafür; die Katholiken führten ihre Sache intelligenter und sprachen besser und beredter. Die Liberalen schwiegen meist verlegen oder beschränkten sich auf die Erörterung juristischer Fragen²².“ Von dem Sieg des gläubigen katholischen (und evangelischen) Deutschlands im Kulturkampf

²¹ Egon Friedell: Kulturgeschichte der Neuzeit, München o. J., S. 1284.

²² Friedrich C. Sell: Die Tragödie des deutschen Liberalismus, Frankfurt 1953, S. 250.

brauchen wir hier nicht zu sprechen. Der Kampf endete praktisch mit dem Canossa Bismarcks und der Liberalen. Er endete mit der „Tragödie des deutschen Liberalismus“.

Aber er hatte auch seine schwerwiegenden Folgen. Richtig bemerkt wieder Sell: „Indessen richtete der frivol entfesselte und ohne politisches Feingefühl geführte Kampf tiefgehenden und nachhaltigen Schaden an. Zunächst wurde der katholische Teil der Bevölkerung dem neuen Reich völlig entfremdet . . . Schwerwiegender noch war die Tatsache, daß durch den Kulturkampf die alten konfessionellen Gegensätze wieder aufgerissen und vertieft wurden. Das Mißtrauen zwischen den Angehörigen der beiden Konfessionen kam nicht zur Ruhe²³.“

Es ist nicht zuletzt eine der verdienstvollsten und vorbildlichsten Bemühungen Windthorsts und seiner Fraktionskollegen, immer von neuem die Sisypusarbeit der Überwindung dieses Mißtrauens auf sich genommen zu haben. Gerade in dieser, aber auch im Hinblick auf seine ganze Oppositionsführung zeichnete Windthorst sein Sinn für Geduld, Reifung und Großmut aus. Eben auch diese Eigenschaften sicherten Windthorst, anders als Bismarck, Achtung, Ehrung und Anerkennung selbst seiner Gegner.

Was aber bedeutete Windthorst für das katholische Deutschland? Schlicht gesagt dieses: Windthorst wurde zum Symbol des erwachenden politischen und gesellschaftlichen Selbstbewußtseins und Selbstvertrauens der deutschen katholischen Bevölkerung. Nicht ohne Grund bezeichnet Golo Mann ihn als den „genialsten Parlamentarier, den Deutschland je besaß²⁵.“ Aber die Wirkung im Hinblick auf die erwachende politische Aktivität allein genügt noch nicht, Windthorst zu würdigen. Wichtiger ist die Frage nach den Grundsätzen und Zielen dieser politischen Aktivität. Auch hierin gibt Windthorst ein Vorbild. Grundzug und Ziel seiner Politik war sein unwandelbarer Sinn für Recht und Gerechtigkeit und die Hoheit staatlicher Herrschaft, auch darin wesentlich unterschieden von Bismarck. Dieser ausgeprägte Sinn für Recht und Gerechtigkeit zieht sich wie ein roter Faden durch Windthorsts ganzes Leben und alle seine Reden. Ein halbes Jahr vor seinem Tode faßt er dieses Prinzip im Abgeordnetenhaus gleichsam als eine Art testamentarisches Vermächtnis noch einmal in einem Satz zusammen: „Lieber hungern, als ein Prinzip des Rechts aufgeben²⁶.“ Diese Achtung vor Recht und Gesetz haben er und seine

²³ Sell, a. a. O., S. 252.

²⁵ Golo Mann, a. a. O., S. 416.

²⁶ Walter Ferber: Ludwig Windthorst, Augsburg 1962, S. 32.

Fraktion auch im leidenschaftlichsten Ringen des „Kulturkampfes“, als die Gerechtigkeit von der Regierung stündlich mit Füßen getreten wurde, nicht verletzt. Damals schleudert Windthorst dem Kultusminister Falk entgegen: „Wir werden niemals etwas Ungesetzliches tun, um diesen Intentionen (gemeint sind die Maigesetze) entgegenzutreten . . . Aber es gibt einen durchaus berechtigten passiven Widerstand, und, meine Herren, diesen müssen, diesen werden und diesen wollen wir üben. An diesem passiven Widerstand wird früher oder später alles das zerschellen, was in diesen Gesetzen beabsichtigt wird. Gebe Gott, daß das Vaterland dabei keinen Schaden leide“²⁷!

Es bedürfte eines besonderen Aufsatzes, Windthorsts fortwirkende Leistung in der Schul- und Sozialpolitik herauszustellen. Es genügt in diesem Zusammenhang, festzustellen, daß seine damaligen Grundsätze sich voll mit der heutigen Auffassung christlicher Schul-, Kultur- und Sozialpolitik decken.

Segensreich sind Windthorsts Bemühungen gewesen, seine politischen Freunde immer wieder zur sachlichen Vertiefung in die anstehenden und die grundsätzlichen politischen Probleme anzuhalten und sie entsprechend anzusetzen. Für ihn genügte als Ausdruck politischer Befähigung eben nicht nur der gute Charakter, das redliche Wollen oder die guten Verbindungen, sondern darüber hinaus ein immer zu vertiefenderes sachliches Wissen und parlamentarisches Geschick.

In diesem Zusammenhang ist ein anderes fortwirkendes Verdienst Windthorsts zu würdigen: seine intensive Bemühung auf dem Gebiet der katholischen Volksbildung. Immer wieder ist Windthorst in dieser Hinsicht in der Schulpolitik, im Volksverein und auf den Katholikentagen aufrüttelnd und wegweisend tätig gewesen.

Ein letztes Wort sei dem Bemühen Windthorsts, aber auch der nach ihm wirkenden Zentrumsführer gewidmet, die Basis der Zentrums- partei in das Lager der evangelischen Christen hin zu erweitern. Weder ist die Zentrums- partei als rein konfessionelle Partei gegründet worden noch sollte sie es nach dem Willen ihrer erdrückenden Mehrheit jemals werden. Immer hat sie über evangelische Abgeordnete verfügt, ganz bewußt trat Bischof Ketteler seinen Abgeordnetensitz an einen evangelischen Christen ab, und nicht erst seit Julius Bachems Aufsatz aus dem Jahre 1906 wollte das Zentrum „aus dem Turm“ hinaus.

Leidenschaftlich wehrt es sich darum auch gegen jeden Versuch klerikaler Beeinflussung. Ganz klar stellt Windthorst solchen Versuchen gegenüber fest: „Auf kirchlichem Gebiet haben wir die Autorität

²⁷ Hüsgen, a. a. O., S. 163.

des römischen Stuhles anzuerkennen, auf politischem nicht . . . Rom denkt in dieser Sache absolut nicht anders als wir.“ Das ist alles, was übrigbleibt vom ganzen angeprangerten „Ultramontanismus“, wenn man sich die Mühe macht, die Dinge objektiv zu untersuchen. Das Zentrum wollte eine politische Partei sein, für das ganze Volk berufen und nicht nur für bestimmte Gruppen. In Wahrheit war es auch die einzige wirkliche Volkspartei des ganzen Reichstages²⁸. Es ging dem Zentrum und zumal auch Windthorst in einer Zeit des Umbruchs und der sich auflösenden alten Ordnungen um eine Politik aus christlicher Verantwortung und demokratischer Gesinnung. Vielleicht nicht zuletzt deshalb, weil das Volk diese Absicht in der Persönlichkeit Windthorsts verkörpert und in seinem über halbjahrhundertjährigen politischen Wirken immer wieder bestätigt sah, hat es diesen Mann, um mit den Bismarckschen Worten des Eingangs zu sprechen „vor und nach seinem Tode zu einem Nationalheiligen gemacht“.

Indessen — ein Mann wie Windthorst entzieht sich solch pathetischer Klischees. Er ist kein Heros für bronzeschwere Denkmäler. Einem Mann wie ihm sollte man nicht die Patina gedankenloser Verehrung oder müden Vergessens zuwachsen lassen. Dazu war er zu lebendig, zu wach, zu nüchtern, zu unbequem auch. Und zu sehr Bürger und Zivilist. Er war ein Mann, ein deutscher Demokrat, der es verdiente, unserer Zeit bedrängend-gegenwärtig zu sein, weil sie des wachen Pflichtgefühls, der politischen Unbestechlichkeit und der trotztigen Unbequemlichkeit solchen Vorbilds dringend bedarf. Das parlamentarische Deutschland verfügt über keine allzu große Ahnengalerie nachstrebenswerter Persönlichkeiten. Um so stärker sollte Windthorst — eine der tüchtigsten, nobelsten und menschlich-bescheidensten unter ihnen — unserem Gedächtnis verhaftet und unserer Würdigung gewiß sein.

²⁸ Vgl. dazu Michael P. Fogarty: Christliche Demokratie in Westeuropa. Herder 1959, S. 202 f. und 362 f.